

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2014

Theodor Heuss – Privatier und Elder Statesmann. Briefe 1959–1963.

Hrsg. und bearbeitet von Frieder Günther. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 2014 (= Theodor Heuss – Stuttgarter Ausgabe. Briefe), 621 S., ISBN: 978-3-598-029843-7

Am 2. Dezember 1963 bedankte sich Theodor Heuss mit leicht belehrendem Unterton für die Gedenktafel an einem seiner früheren Berliner Wohnorte. Mit diesem Schreiben endet nicht nur der achte Band der Heuss'schen Brief-Edition, sondern vermutlich auch der gesamte überlieferte Briefwechsel, denn zehn Tage später verstarb der erste Bundespräsident. Die abschließende Zusammenstellung der Stuttgarter Briefausgabe dokumentiert denn auch nicht nur die politischen und kulturellen Interessen eines Elder Statesman, sondern auch die Sorgen eines merklich Alternden um Familie und Freunde und die eigene Gesundheit sowie das Bemühen, „sein Haus zu bestellen“ (S. 302). Mehr noch als in den früheren Bänden geben die Briefe hier Einblick in die Gemütslage von Heuss.

Und diese ist in vielerlei Hinsicht widersprüchlich gewesen, wenn man der Auswahl durch den Bearbeiter glauben kann, der sicherlich angesichts von über 10.000 in Frage kommenden Dokumenten (S. 10) vor keiner leichten Aufgabe stand. Die Widersprüchlichkeit begann im privat-persönlichen bei der zweifellos vorhandenen Eitelkeit von Heuss. Diese bezog sich vor allem auf sein schriftstellerisches und rhetorisches Talent. Hier war Heuss empfänglich für Lob (vgl. z. B. S. 184, 233 u. 400), wähnte sich nicht zu Unrecht seinem Nachfolger in der Villa Hammerschmidt überlegen (S. 312), konnte aber auch sehr unwirsch reagieren, wenn er in dieser Hinsicht sich nicht anerkannt fühlte (vgl. S. 474 ff.) oder wenn frühere Schriften von ihm wie „Hitlers Weg“ kritisiert wurden (S. 444 ff., vgl. auch S. 170). Anders verhielt es sich mit Orden und anderen Auszeichnungen: So wollte Heuss weder den bayerischen noch einen zukünftigen baden-württembergischen Verdienstorden, auch nicht Mitglied im Orden „Pour le Mérite“ sein und auch keine Festschrift zum 80. Geburtstag.

Die Widersprüchlichkeiten wirkten sich aber auch ins Politische aus und führten – gerade in Bezug auf seine alte Partei, die FDP – zu Missverständnissen und Friktionen. Ende 1959 lehnte er ein Auftreten bei Parteiveranstaltungen rigoros ab. 1961 besuchte Heuss dann doch einen liberalen Bundesparteitag, gab sogar sein Einverständnis zu einem Veranstaltungsplakat mit seinem Konterfei und wunderte sich, dass die Freien Demokraten dann überall mit diesem Plakat und den hohen Sympathiewerten für den Altbundespräsidenten Wahlkampf machten. Seine harsche Kritik daran hinderte Heuss aber nicht, sich Sorgen um das Abschneiden der Liberalen nicht nur bei der Bundestagswahl zu machen und nicht nur verdeckt für sie zu werben: Für Reinhold Maier hielt er sogar Wahlkampfreden. Ganz symptomatisch für diese Widersprüchlichkeit ist die Einstellung von Heuss zu Wolfgang Döring: 1959 mokierte sich Heuss insgeheim gegenüber seiner Vertrauten Toni Stolper über den mit der ebenfalls ungeliebten Marie-Elisabeth Lüders tanzenden „grobianischen SA-Scharführer“ (S. 129),¹ nahm aber 1963, obwohl

¹ Nicht nur an dieser Stelle wird übrigens der stark geschönt-verkürzte Charakter der Tagebuchbriefe deutlich, vgl. Theodor Heuss: Tagebuchbriefe 1955/1963. Eine Auswahl von Briefen an Toni Stolper. Hrsg. u. eingeleitet von Eberhard Pikart. Tübingen/Stuttgart 1970, S. 465. Das Bild, auf das Heuss anspielte, befindet sich im Archiv des Liberalismus, N 77-138, Bl. 16.

schon von Krankheit gezeichnet, aktiv an der offiziellen Gedenkfeier für den stellvertretenden FDP-Vorsitzenden teil (S. 480).

Aber auch jenseits der eigenen Partei zeigte Heuss politisch durchaus Widersprüche, so zwischen der von ihm auch desöfteren beschworenen Zurückhaltung (vgl. z. B. S. 403 zum Mauerbau) und doch gelegentlichen Neigungen, sich vor und hinter den Kulissen einzumischen, etwa für den als „Exilanten“ diffamierten SPD-Spitzenkandidaten Willy Brandt oder für eine raschere Regierungsbildung 1961 oder für die Bonner Ambitionen von Kurt Georg Kiesinger oder für den inhaftierten Ex-MdB Hasso von Manteuffel. Hier liegt vermutlich der wichtigste zeitgeschichtliche Quellenwert des Bandes, der nämlich auch von der Suche danach zeugt, welche Rolle ein Altbundespräsident – schon der Status war umstritten (vgl. S. 107) – im politischen Gefüge der Bundesrepublik einnehmen sollte. Ähnlich wie 1949 betrat Heuss auch hier Neuland, verfügte aber nicht einmal über vage Vorbilder, da die meisten deutschen Staatsoberhäupter seit 1871 ja im Amt verstorben waren. Dass hier auf beiden Seiten – bei Heuss und seiner Umgebung – vieles noch im Unklaren lag, wie etwa die Parteizugehörigkeit eines Ex-Präsidenten, war verständlich: So begründete Heuss seinen Auftritt auf dem Frankfurter Parteitag auch als Trotzreaktion gegenüber Belehrungen eines CDU-Politikers (S. 305). Angesichts der wenigen ihm verbliebenen Jahre wirkte Heuss hier allerdings auch weniger stilbildend als durch seine vorherige Amtsführung.

Eines zeichnete sich aber nach seiner „Pensionierung“ sofort ab: Als reiner Privatier konnte er fortan nicht leben. Zu sehr nahm die Öffentlichkeit Anteil an seinem neuen Lebensabschnitt im Stuttgarter Heim. Die Klagen, viel zu häufig mit Belanglosigkeiten behelligt und über zu wenig Raum für „eigene literarische, wissenschaftliche Pläne“ zu verfügen (vgl. z. B. S. 214), sind ein Stereotyp im Briefwechsel von Heuss seit 1945. Wahrscheinlich trafen sie jetzt aber verstärkt zu, da Heuss nun nicht im abgeschirmten Bonner Regierungsviertel, sondern an bekannter Adresse in Stuttgarter Höhenlage sich aufhielt und vor allem, abgesehen von einer Sekretärin, über keinen Apparat mehr verfügte. Der Schock darüber durchzieht praktisch die gesamten Briefe bis zum Lebensende. Zur Verdeutlichung dieser schwierigen Situation hat der Bearbeiter auf die bei den anderen Brief-Bänden ab 1949 durchgehalte Trennung zwischen amtlich-gehobener und „populärer“ Post diesmal verzichtet: Die Adressaten der Briefe gehen von Kanzlern und Ministern über Freunde und Kooperationspartner bis zu Unbekannten „aus dem Volk“; gerade gegenüber letzteren zeigte Heuss sich mitunter recht grob, um seine „Durchbruchsschlacht“ zur Freiheit zu gewinnen“ (S. 373). Ob das stilbildend für Altbundespräsidenten gewesen ist, wird man erst bei zukünftigen Editionen anderer Amtsinhaber sehen können.

Neben diesen genannten Themen handeln die Briefe von vielen Aspekten, die schon früher das Leben von Heuss vor und während der Präsidentenzeit bestimmt hatten, etwa die Frage der bundesrepublikanischen Hymne, das Müttergenesungswerk, das Germanische Nationalmuseum, einmal auch das Ermächtigungsgesetz, wo er allerdings erneut vage bleibt (vgl. S. 216). Für die Liberalismus-Forschung interessant sind natürlich seine zahlreichen historischen Äußerungen und seine nach wie vor standhafte Verteidigung von Friedrich Naumann, dessen „Missionar“ er eigentlich nicht mehr sein wollte (S. 160); de facto aber übte er weiter diese Rolle aus. In diesem Zusammenhang fällt denn auch ein sehr schönes Zitat zum politischen Selbstverständnis des alten Heuss: „Wie jemand auf die Idee kommt, mich als einen Sozialisten zu bezeichnen, ist mir unerfindlich. Ich war nach Familienherkunft und wesentlicher Erziehung durch Friedrich Naumann immer demokratisch und liberal, aber auch schon in meiner Jugend an die sozialpolitische Problematik herangekommen“ (S. 420). Der Band ist zweifellos eine Fundgrube für die Geschichte des Liberalismus in den ersten zwei Dritteln des 20. Jahrhunderts.

Aufmachung und Kommentierung entsprechen – natürlich – dem hohen Standard des Gesamtwerkes. Nur an wenigen Stellen sind Errata zu vermelden.² Ebenso ist die vierzigseitige Einleitung durch den Bearbeiter Frieder Günther ausgewogen und angemessen, auch wenn man seine Einschätzung, Heuss „und sein Lebensstil erschienen zunehmend als ein Überbleibsel und Relikt vergangener Zeiten“ (S. 56) nicht ganz mitträgt. Nur an einer Stelle stutzt man, wenn nämlich das Bemühen von Heuss, das Verhalten seiner Umgebung in der Zeit von 1933 bis 1945 stets individuell beurteilen zu wollen, als „verhängnisvoll“ beurteilt wird (S. 48). Ganz abgesehen davon, dass entsprechende Äußerungen von Heuss kaum ein Verhängnis zur Folge hatten, gar nicht haben konnten, scheint doch ein solch massives Werturteil in einer wissenschaftlichen Einführung irgendwie fehl am Platz.

Aber das ist schon die einzige Stelle, wo der Rezensent mit dem Bearbeiter ausdrücklich nicht konform geht. Ihm und seinen Kollegen bei den anderen Bänden dieser Edition sei am Ende aber ausdrücklich gedankt für ihre Arbeit, wobei Günther neben dem Spiritus rector des ganzen Unternehmens – Ernst Wolfgang Becker – besonders zu erwähnen ist, weil er gleich zwei Bände besteuerte und zwar die zeitlich am weitesten auseinander liegenden zur Jugendzeit und zum Elder Statesman. Becker und seinem Team ist es zu verdanken, dass wir nun eine derartig umfangreiche publizierte Überlieferung besitzen wie zu keinem anderen liberalen Politiker in Deutschland. Die vom Stuttgarter Heuss-Haus in nur sieben Jahren vorgelegte Ausgabe der Heuss-Briefe wird auf lange, lange Zeit eine der zentralen Quellen für die Geschichte des deutschen Liberalismus und seine Rolle in Politik und Kultur von der wilhelminischen Ära bis zum Abgang Adenauers sein. Darauf darf man in Stuttgart mit Recht stolz sein.

Gummersbach

Jürgen Frölich

² Die FDP war schon Anfang 1956 und nicht erst 1957 aus der Regierung ausgeschieden (S. 112), auf S. 129 war nicht nur „vermutlich“ Wolfgang Döring gemeint, (s. auch oben Anm. 1), die Bilddatierung auf S. 174 ist fehlerhaft.